

Der Turm der Sprachlosigkeit und das Jerusalem des Mitsammen

Hinführung zu einem Gedicht von Paul Celan

Gerhard Glaser, Tübingen

Jeder von uns sitzt auf irgendeine Weise „im Turm“ – sprachlos und allein. Wir brauchen dies nicht zu leugnen. Daß wir unsere Einsamkeit nicht leugnen müssen, auch deswegen spricht das Gedicht P. Celans zu uns.

DU SEI WIE DU, immer.

Stant vp Jherosalem inde
erheyy dich

Auch wer das Band zerschnitt zu dir hin,

inde wirt
erluchtet

knüpfte es neu, in der Gehugnis,

Schlammbrocken schluckt ich, im Turm,

Sprache, Finster-Lisene,

kumi
ori.

I.

Wenn wir Menschen von heute überhaupt noch einen Zugang zur Dichtung haben, dann ist der Weg zur sogenannten modernen Dichtung oft versperrt und unbegangen. Wegweiser dorthin gibt es nur wenige, und auch diese Hinführungen sind oftmals unverständlich.

Nehmen wir aber dennoch – gegen unsere ganze Gewohnheit – ein modernes Gedicht zur Hand, dann ist es uns fremd; und das ist gut so. Denn in dieser Fremdheit begegnen wir, falls wir sie nicht einfach übergehen, unse-

rer eigenen Sprachlosigkeit und Einsamkeit inmitten dieser lärmenden Welt, in der jeder das entscheidende Wort haben will, aber keiner mehr etwas zu sagen hat. Auch solche Einführungen in ein Gedicht unterliegen dieser Gefahr, zu reden, ohne im Ernst etwas zu sagen; zumal ja ein gutes Gedicht, liest man es laut und wiederholt, für sich selbst spricht, falls wir es nur einigermaßen frei aufnehmen.

Wenn wir vorab zugeben, daß uns diese modernen Gedichte nicht viel sagen, so zeigen sie uns doch wenigstens dies: daß wir selbst nur noch wenig Wirkliches zu sagen haben; sie sind dann sprachliche Gestaltungen unserer eigenen Fremdheit, unseres Schweigenmüssens und sogar unserer Verstumung; sie sind Hinweise auf unsere Ausweglosigkeit.

„Im Turm“ sitzt auch der Dichter. Er, der nur mit den Worten beschäftigt ist, Worte ruft und stiftet, der alles durchs Wort sieht. Auch in seinen Turm fällt oft kein Licht. Der Dichter ist wie wir alle allein. „Im Turm“ wird jeder Mensch sprachlos. Und weil der Dichter an der Welt, an den ihn nicht verstehenden oder nicht hörenden Menschen und an vielen Umständen erstickt, deswegen schreibt er für uns alle: „Schlammbrocken schluckt ich, im Turm“.

Die Sprache, die einzelnen Worte sind dann zu nichts mehr zu gebrauchen. Unsere Worte ver-sagen an der bedrohlichen Wirklichkeit. Die Sprache entdeckt nicht mehr; wo normalerweise ein Wort weiterhilft, dort ist jedes Wort zuviel; die Sprache selbst ist verdunkelt. Paul Celan nennt sie daher eine „Finster-Lisene“*, also ein dunkles Band und ein dunkler Streifen. Dunkel ist es, weil uns die Menschen und die Dinge darin nicht mehr näher kommen. Ein Band ist die Sprache, weil sie uns Menschen normalerweise miteinander und unter uns verbindet. Erst im Sprachgebilde werden alle menschlichen Begegnungen und alle uns umgebenden Dinge mitteilbar, sagbar und zu einer Erfahrung. Die Sprache als Band ermöglicht uns das Miteinander-Sprechen.

Wenn das Band zerrissen ist und wir – wie eine Sprachwendung es ausdrückt – den Faden verloren haben? Wenn wir selbst die Sprache als Verbindung zueinander zerstört haben, indem wir sie nur noch informativ benutzen? Wenn wir also allein und im Turm sind? Der Dichter weiß gerade auch um diese heutige Situation: „auch wer das Band zerschnitt“, sagt er, „knüpfte es neu“. Immer wieder neu anzufangen mit dem Gespräch und mit dem Brauchen der Sprache, das ist scheinbar der einzigste Ausweg, den wir sprechende Menschen haben.

* Lisene ist der Name des senkrechten, schmalen Mauerstreifens, der sich wie ein Band von der Wand abhebt und durch den die Wand gegliedert wird. (Schriftleitung)

II.

Lesen wir noch einmal das Gedicht von P. Celan, dann ist jetzt schon eine gewisse Vertrautheit entstanden. Allein die meisten Verse bleiben noch unverständlich. Seine Dichtung gilt als hermetisch. Er selbst fordert, daß der Leser einen guten Schlüssel findet, um in seine Sprachwelt hineinzugelangen. Dies soll zunächst vorbereitet werden durch eine Übersetzung der nicht-hochdeutschen Worte, die Celan in diesem Gedicht verwendet. Er hat die Verse zwischen die neuhochdeutschen Zeilen eingefügt, um so auch sprachlich die Sprachlosigkeit anzuzeigen.

Übersetzen wir also:

Steh auf Jerusalem und
erhebe dich

Stant vp Jherosalem inde
erheyff dich

und werde
erleuchtet

inde wirt
erluchtet

Auf
werde Licht

kumi
ori.

Während die beiden ersten Sätze im Gedicht mittelhochdeutsch geschrieben sind, ist der letzte hebräisch. Alle stammen aber aus dem Buch Jesaja, Kap. 60. v. 1. Die ersten Sätze sind aus der Predigt Meister Eckharts über diese Bibelstelle genommen, der letzte ist der Wortlaut des hebräischen Urtextes.

Aber warum erschwert denn der Dichter das Verständnis des Gedichtes mit diesen uns so fremden Sprachbrocken? Wird hier nicht dem Leser zuviel zugemutet? Haben nicht doch jene Menschen recht, die von der modernen Dichtung sagen, sie sei unverständlich?

Celan benutzt aber diese Erschwerung, um zu zeigen, daß unsere Sprache nicht mehr unser Eigentum ist, weil wir ihre Geschichte nicht mehr kennen; dann zeigt er die Verschlingung der Sprache durch das Ineinander-Schieben der verschiedenen Sprachen an; drittens sucht der Dichter aus seiner eigenen, trostlosen Gegenwart dadurch herauszukommen, daß er ein Gespräch über die Zeiten hinweg führt; er sucht Rettung, nicht in fremdländischen Gewohnheiten, sondern dort, woher er kommt.

Der Leser darf dieser Erschwerung nicht ins Komfortable der alltäglichen Sprachfloskeln ausweichen. Er muß vielmehr die Rettung erblicken, die ihm der Dichter freigibt, um so dann selbst einen Weg aus dem Turm zu finden. Der Dichter findet den Ausweg, indem er in die Geschichte der Men-

schen zurückgeht, die selbst gegen die Bindungslosigkeit und Vereinsamung angingen. Der Dichter Celan findet jenes Rettende im Gespräch mit dem mittelalterlichen Mystiker und mit dem Propheten Jesaja. Er vermag in seiner Vereinsamung noch das Notwendende: sich rückbinden, sich erinnern. Deswegen steht da das merkwürdige Wort: Gehugnis. Es stammt aus dem Mittelhochdeutschen und heißt soviel wie „Andenken“. Im Andenken und im Gedächtnis kann er jenes Band neu knüpfen, das ihm wieder Gemeinschaft vermittelt. Im andenkenden Gespräch sind die Zeiten nicht mehr nur nacheinander, sondern die Zeit selbst ist umgewendet und erfüllt, so daß ein Gespräch über die Zeiten hin möglich wird (Nb.: das Wort „Gehugnis“ – selbst ja ein mittelhochdeutsches Wort – steht in einem neuhochdeutschen Satz und verbindet so auf einzigartige Weise Gegenwart und Vergangenheit.)

III.

Unsere Gegenwart ist für den Dichter durch Sprachlosigkeit und Vereinsamung gekennzeichnet. Die Rettung aus dem Turm wäre eine Strickleiter aus echten Mit-Worten. Heute versagt aber die Sprache allzuoft; das heißt für einen Dichter: genau das, was den Menschen überhaupt ausmacht, nämlich, daß er sprechen kann, ist in Gefahr. Die Rettung kommt von woanders her. Diese andere Richtung, die andere Sicht der Sprache ist das lichtvolle Du. Unser sprachloses und einsames Ich wird nur durch das Du gerettet. Wie geschieht diese Rettung: Durch welches Du? Das Gedicht Celans ist nicht nur eine Verflechtung aus drei Sprachen, es ist auch eine sprachliche Bewegung zwischen ich und Du. Die erste Zeile redet gleich zweimal davon: es ist ein Du, das immer und zu allen Zeiten da ist, – nein, da sein sollte, denn sicher ist sich der Dichter ja auch nicht.

Celan hat aus diesem Gespräch mit dem Mystiker und dem Propheten Bilder in seine aussichtslose Gegenwart mitgebracht. Eines davon ist „Jerusalem“. Jerusalem ist der Ort, an dem die Menschen wieder frei zusammen wohnen. In einem anderen Gedicht schreibt P. Celan einmal: „das frei-werdende Zeltwort: Mitsammen“. Dort kann der Turm-Mensch unserer Tage wieder ein wohnliches Zelt finden; dort wird er aus seiner „Eigensucht“ (so hat Meister Eckhart diese einsame Turmexistenz genannt) erlöst und erhält ein neues Zelt, eine neue Beheimatung und Einbergung, die Eckhart „Burgstädtchen“ nennt.

Der andere rettende Hinweis ist das Wort: „kumi ori“. Lautmalend wird hier der Weg vom Dunkel zum Licht ausgedrückt. Hier wird die versagende Sprache einer Wende zugeführt. In seinem Gedichtband „Atemwende“ steht der Satz: „Licht war. Rettung“.

Das lichtvolle Jerusalem ist freilich die Rettung. P. Celan, der sich vorsichtig, aber doch zentral auch der Botschaft des Neuen Testamentes genähert hat, kannte sicher die Ankündigung des Neuen Jerusalem, wie es in der Apokalypse beschrieben und verkündigt wird. Dort, in jenem lichten Jerusalem geschieht für alle Rettung, die vereinsamt sind, statt unter dem Zelt „Mitsammen“ frei; die statt Brot des Lebens Schlammbröcken schlucken müssen; die statt Licht nur noch das Dunkel ihres eigenen Turmbodens sehen; dort und stets, wenn das Band der Sprache geknüpft wird, geschieht Rettung für alle, die in Finsternis und Todesschatten sitzen.

Die Gnadengaben in der Kirche

Ihre Bedeutung für das Leben des Einzelnen und der Gemeinde

Norbert Baumert SJ, Berlin

Menschsein heißt, bewußt und mit innerer Zustimmung zu vollziehen, was man ist. Zunächst ist der Mensch Geschöpf und als Christ eine „neue Schöpfung“; er ist Kind der Liebe des Vaters. Darum findet er nur in dem Maße zu sich, wie er diese Grund-Tatsache seines Wesens, alles empfangen zu haben und stets neu zu empfangen, bewußt und gern mitvollzieht. Sich annehmen aus der Zuwendung ewiger Liebe und ihr „mit seinem ganzen Herzen und mit allen Kräften“ antworten, ist die Wurzel eines erlösten Lebens. Den Geschenkcharakter christlicher Existenz nennt Paulus „liebende Zuwendung“, auf griechisch „Charisma“.

1. Charismatische Kirche

In der katholischen Theologie der letzten Jahrzehnte erlebte das Wort „Charisma“ eine Renaissance, deren Höhepunkt wohl noch nicht überschritten ist. Von neuem wurde uns die Gottunmittelbarkeit jedes einzelnen bewußt, der sich mit der ihm persönlich verliehenen „Gnadengabe“ in das Leben der Kirche und der Welt einbringen darf und soll. „Laienapostolat“, „Liturgische, Biblische und Ökumenische Bewegung“, „Volk Gottes“, „allgemeines Priestertum“, „Verantwortung und Sendung der